DER TÜRKISCHE EULENSPIEGEL

Wer er war und was er trieb.

Nasreddin, der „türkische Eulenspiegel", ist seit einiger Zeit in aller Munde. Aber wer er war, was er trieb und wann er lebte, ist nur den wenigsten bekannt. Ja, viele sind geneigt, ihn überhaupt nur für eine erfundene Figur zu halten, hinter der sich neuzeitliche Dichter oder doch wenigstens ein neuzeitlicher Dichter versteckt. Nein, Nasreddin ist genau so eine historische Figur, wie unser Eulenspiegel eine ist, und beide haben auch etwa zur gleichen Zeit gelebt, nämlich im 14. Jahrhundert. Nasreddin lebte zu Akschehir in Anatolien und war ein Türke, das bedeutet, daß ihm zu seinen Eulenspiegeleien eine Sprache zur Verfügung stand, die wie kaum eine andere das Wortspiel begünstigt und die sich von ihm mit dem ganzen Geiste orientalischer Rabbulistik und Diakektik erfüllen ließ. Es nutzet wie ein Witz an, daß dieser Mann, der bis über die Ohren voll Schnurren steckte, Lehrer an der Dorfschule und Priester (Hodja) an der Moschee wurde; freilich darf man an diese Aemter nicht europäischen Maßstab anlegen, noch weniger den unserer Zeit. Er füllte sie recht und schlecht aus, nicht schlechter vermutlich, als mancher, der von Friedrich dem Großen zum Schulmeister beförderten Korporale es auch getan haben mag; im übrigen verbrachte er seine Zeit mit dem, was Einfall und Laune ihm Spaßhaftes eingaben.

Nasreddins lustige Einfälle und schlagfertige Antworten haben die Schriftleiter aller Zeiten und Zungen zu literarischer Wiedergabe seiner Schnurren gereizt und bilden auch das unerschöpfliche Thema orientalischer Geschichtenerzähler. Von deutschen Sammlungen nenne ich die Uebersetzung des Mehmed Tewfik von Dr. E. Müllendorff, die Wiedergabe in Versen von Murad Efendi, einem gebürtigen Oesterreicher, und die in plattdeutsche Reime gefaßten Erzählungen von B. Schleiff, aus denen ich ein Beispiel anführe:

Ick hew dat Minig dahn.

De Hodscha plant't mal Bollen in
Un jedesmal spuckt Nasreddin
Irst eins in jedes Loch herin.
Dor kickt sin Nahwe äwe'n Tun.
„Wat makst du dor? Woans? Wonnn?
Dat süht jo unklauk ut un abelsch,
Dat kümmt mi spanisch vör un babelsch!"
— „Dat sühst du nich? Dat kann doch jede seihn!
Jedwede Plant brukt Water tau'n Gedeihn!"
— „Doch meinst du nu: So kem se up de Bein?"
— „Bileiwe nich! — Wenn Gott nich helpt un gütt,
So is doch unse ganzes Dauhn nicks nütt.
Indessen, wenn ick spuk doran,
So hew ick doch dat Minig dahn!"

Unser Hodja fand einmal, als er früh am Morgen nach seinem Stalle sah, seinen Esel kalt, steif und tot im Stroh. Nicht faul, schnitt er ihm den Kopf ab und umwickelte diesen mit seiner Wolle, die seine Frau gesponnen hatte, bis auch nicht eine Haarspitze mehr sichtbar war. Damit wanderte er zum nächsten Wochenmarkt und bot die Wolle feil. Ein Jude, dem das feine Gespinst gefiel, wog den Knäul in der Hand und sagte: „Schönes Wöllchen, lieber Freund, schönes Wöllchen. Aber schwer, Was ist darin?" — „Was soll drin sein?" sagte Nasreddin. „Der Eselskopf! Da fragt und fragt er: Was ist darin? Der Eselskopf! Was so ein Jud' nicht alles wissen will! Der Eselskopf! Ist was schwarz, fragt er, warum's nicht weiß ist, und ist was weiß, will er wissen, warum es nicht schwarz ist! Der Eselskopf! Was soll man darauf antworten? Der Eselskopf! Gar nichts weiter!" — Na, schön. Der Jude denkt, er ist mit dem Eselskopf gemeint, nimmts weiter nicht übel, er ist solche Zugaben im Handel gewöhnt, — er läßt den Faden noch einmal durch die Finger gehn, er feilscht ein wenig und zahlt endlich ein blankes Goldstück für die Wolle. Nasreddin geht seiner Wege, kauft sich ein neues Grantier und mancherlei anderes für den unerhofften Reichtum und reitet nach Hause. — Inzwischen findet der Jude in der Wolle den Eselskopf, rennt zum Kadi und verklagte den Hodja. Der, nicht ängstlich, geht mit ihm und spricht: „Höre nun auch mich, du Leuchte der Gerechtigkeit! Zwei-, dreimal fragte mich dieser, was in der Wolle sei; mit unerschöpflicher Geduld sagte ich wohl zehnmal zu ihm: Was soll drin sein? Der Eselskopf! Der Eselskopf! — Trotzdem hat er sie gekauft, und nun will er mich anschwärzen.

DIE NACHT

Nacht ist wie ein stilles Meer,
Lust und Leid und Liebesklagen
Kommen so verworren her
In dem linden Wellenschlagen.

Wünsche, die wie Wolken sind,
Schiffen durch die stillen Räume –
Wer erkennt im lauen Wind,
Ob's Gedanken oder Träume?

Schließ ich nun auch Herz und Mund,
Die so gern den Sternen klagen:
Leise doch im Herzensgrund
Bleibt das linde Wellenschlagen.

Eichendorff.

Frage die Nachbarn, ob es nicht so ist!" — Der Richter lachte und sprach: „Wenn es so ist, was willst du weiter? Geh deiner Wege, Jude, mit dem Eselskopf, und klage nicht wieder einen Rechtgläubigen!"

Den Hodja besuchte einmal ein gelehrter wisch, der sich vor allem viel auf seine Dichtkunst zugute tat und alle Welt mit dem Vortrag seiner Verse langweilte. Es kam, wie es in solchen Fällen immer kommt: Nach kurzem stand der Derwisch in Positur, räusperte sich, machte pathetische Gesten mit Arm und Bein und begann, seine Gedichte herzusagen. Nicht unempfänglich für Beifall nahm er mit Vergnügen wahr, wie es in des Hodjas Brust zu arbeiten begann, wie sein Gesicht plötzlich zuckte, eine Träne sich in sein Auge stahl und ein Seufzer seinen Lippen entfloh. Als der Dichter geendet hatte, und ihm das achtungsvolle Schweigen Nasreddins lange genug ausgedehnt schien, sprach er zu diesem: „Heil dir, der du den ganzen Geist meiner Dichtung begriffen hast! Ich sehe, du bist zu erschüttert, um zu reden. Dennoch — ich bitte dich, es mir nicht als Dichtereitelkeit auszulegen, sondern als Lernbegierde — dennoch möchte ich von dir wissen, weiser und verständiger Mann: Welcher meiner Verse machte den tiefsten Eindruck auf dich? Welche Strophe schien dir am vollendetsten, welcher Reim am besten gefeilt? Welche Wendung hältst du für besonders gelungen? Sage mir das!" Ernsthaft sah ihn der Hodja an und begann: „Da ich euch sprechen hörte, war ich ganz in meine Jugend, in das Haus meines Vaters versetzt. Könnt ihr euch denken, wie mich das ergriff? Ich glaubte, die Blumen unseres Gartens zu riechen und die Stimme meiner Mutter zu hören." — „Oh, ich verstehe dich, wackrer Hodja", sagte, selbst gerührt, der Dichter. „Aber nun sag mir, welches meiner Gedichte versetzte dich in jene glückliche Zeit?" — „Es waren weniger die Gedichte", erwiderte der boshafte Schalk, „wenn ich offen sein soll: Ich habe gar nicht zugehört und nichts von diesem Zeug verstanden. Aber wenn ich euch den Hals recken, ihn aufblähen und zusammenziehen, die Stirn runzeln, die Lippen spitzen, den Kopf hin- und herbewegen und Euren Spitzbart wackeln sah, mußte ich lebhaft an unseren alten Ziegenbock denken, auf dem ich als Knabe soviel geritten bin!"

Nasreddin war noch ein Junge und besuchte die Schule, als der Lehrer einmal zu der Klasse sagte: „Ich werde euch jetzt einige Fragen stellen, die sehr schwer sind. Wer mir eine davon beantwortet, braucht auf keine weitere zu erwidern. Also: Wieviel Haare zählte der Bart des Propheten, den Allah segnet?" Verdutzt schwiegen die Knaben; aber Nasreddin meldete sich zum Wort und sprach: „Der Bart unseres Propheten — Allah erhalte ihn! — hatte 92 356 Haare!" — „Schau an", schmunzelte der Lehrer, „aber nun sage mir: Woher weißt du dies so auf's Haar genau?" — „Das ist eine zweite Frage", entgegnete der schlagfertige Knabe, „ich habe euer Wort, daß ich darauf nicht antworten brauche!"

In einem Religionsgespräch, das er mit Mönchen einer anderen Sekte führte, hatte er sich anheischig gemacht, auf jede Frage eine zufriedenstellende Antwort zu geben. Nachdem er sich aus den knifflichsten Dingen bereits herausgewunden hatte, die Mönche aber sich noch nicht geschlagen geben wollten, sagte endlich deren Führer: „Eine Frage noch! Löfest du sie richtig, so wollen wir bekennen, daß du uns überlegen bist!" — „Frage, Mönch!" sagte der Hodja. Siegesgewiß strich der andere seinen langen, schwarzen Bart und sprach: „Reden wir nicht mehr von den Dingen der Ewigkeit, die zu ergründen unser sterbliches Auge zu schwach ist. Aber hier ist ein endliches, wohl zu ermessendes Ding: Mein Bart! Sage mir also, Hodja, wieviel Haare er enthält. Aber irre dich nicht. „Die Mönche schmunzelten und glaubten ihre Sache gewonnen. Der nie verlegene Hodja aber entgegnete ohne Zaudern: „Seht ihr den Esel da? Und auch die buschige Quaste am Ende seines Schweifs? — Nun, soviel, als Haare in ihr sind, soviel Haare sind in jenem Barte!" — „Beweisen! Beweisen!" riefen die Brüder wie aus einem Munde. — „Gern!", lächelte Nasreddin. „Bringt mir zwei Schüsseln." Da man ihm diese gebracht hatte, fuhr er fort: „Du, mein Freund, der du müßig dabei stehst, zupft nun dem Esel Haar für Haar aus dem Schwanze. Ich aber zupfe ebenso oft diesem ehrwürdigen Bruder eins aus dem Bart und lege es in die andere Schüssel, so sollt ihr sehen: Mit dem letzten Haar aus dem Eselsschwanz rupfe ich das letzte Haar aus dem Mönchsbarte aus. — An die Arbeit denn!" Da wehrte sich der Mönch mit Händen u. Füßen und zog vor, sich als geschlagen zu bekennen.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 9 Sonntag, den 24. Februar Jahrgang 1929

EINE LEHRREICHE GESCHICHTE

Euphemia Passot, meine Hausangestellte, ist neunzehn Jahre alt. Sie kann weder lesen, noch schreiben, noch nähen, ist aber demungeachtet sehr stolz auf ihren Geist und ihr hübsches Gesicht, und ihr großer Kummer besteht darin, daß niemand sie nach Verdienst zu würdigen weiß und sie den Rang nicht einnimmt, welcher, wie sie meint, ihr doch eigentlich gebührt. Sie ist mit einem Worte eine geborene Republikanerin.

Ich vernahm, daß Euphemia verschiedene ungebührliche Reden über die Regierung, die Religion und öffentliche Einrichtungen hielt und ließ das Mädchen zu mir kommen.

Sie erschien stolz, vielleicht etwas aufgeregt, was ich an der Art und Weise sah, mit welcher sie ihren Schürzenzipfel drehte, im ganzen aber fest entschlossen, ihre Rechte zu wahren und mir die Meinung zu sagen.

„Euphemia!" sagte ich zu ihr, „willst du, daß ich dich vor die Türe setze?"

„Dazu habe ich gerade keine Lust!"

„Solltest du es wünschen, so würde mir dein Weggehen lieb sein. Es wird mir nachgerade zu viel, dir dienen zu müssen."

„Der Herr belieben zu scherzen", antwortete Euphemia, ohne in Verlegenheit zu kommen; „der Herr ist doch nicht die dienende Person!"

„Du irrst, mein Kind; ich stehe ebensowohl in deinem Dienste, als du in dem meinen. Arbeitest du für mich, so arbeite ich, wie mir scheint, für dich."

„Wieso, Herr? Ich wichse Ihre Stiefel, zünde Ihr Feuer an, trage Ihr Kind, kehre Ihr Haus und gehe, wohin Sie mich schicken; vom Morgen bis zum Abend arbeite ich also nur für Sie."

„Und ich, Euphemia, nähre, kleide, bezahle dich und sorge für deine Wäsche. Glaubst du, ich verdiene die vierhundert Frank, welche du mich jährlich kostest, ohne Mühe? Wenn du des Morgens das Feuer anzündest, findest du mich gar oft bereits an meinem Schreibtisch, und wenn du schlafen gehst, sitze ich noch daran. Was tue ich da? Ich arbeite für mich, für meine Frau und auch für dich."

Euphemia hatte die Dienstbotenfrage wohl noch nie auf solche Weise erörtern hören, denn sie schwieg und zupfte verlegen an der Schürze.

„Nun!" sagte ich.

„Ich weiß wohl," meinte sie endlich, „daß der Herr das Reden besser versteht als ich, denn meine Eltern hatten kein Geld, um mich ausbilden zu lassen. Dies hindert übrigens nicht, daß ich manches zu sagen wüßte."

„So sprich, wie du es verstehst."

„Zuerst machen die zehn Frank, welche mir der Herr monatlich zahlt, jährlich keine vierhundert aus! ..."

„Du issest, Euphemia."

„Gewiß! Soll ich vielleicht Hungers sterben, weil ich eine arme Hausangestellte bin? Ich bin nicht die einzige, welche isset."

„Ich will dir keinen Vorwurf machen, aber du issest für zwei. Womit bezahlst du deine Nahrung?"

„Mit meiner Arbeit, Herr."

„Das ist wahr. Bevor ich sie dir aber für deine Arbeit gebe, muß ich sie erst durch die meine erkaufen, denn du weißt wohl, daß mir weder Bäcker, noch Metzger, noch Wäscherin etwas umsonst geben. Ich glaube also nicht zu übertreiben, wenn ich die Summe, welche dies alles für dich kostet, auf zweihundert Frank im Jahre anschlage. Zweihundert und hundertzwanzig Frank macht dreihundertzwanzig Frank."

„Das kann ich nicht leugnen, Herr!"

„Brauchte ich dich nicht zu ernähren, so brauchte ich dich auch nicht zu beherbergen und könnte ich mir eine kleinere Wohnung nehmen, was mich wenigstens zweihundert Frank jährlich weniger kostete. Ich rechne nur für dein Zimmer.

Meine Frau gibt dir jedes Jahr zu Weihnachten ein Geschenk, macht zwanzig Frank; fehlt noch etwas an der Summe, so geht dies auf für das, was du aus Ungeschicklichkeit zerbrichst und verdirbst. Von dem Aerger, welchen du mir vom Morgen bis zum Abend bereitest, will ich gar nicht reden. Sechs Monate hindurch ist meine Frau so zu sagen deine Magd gewesen, denn du verstandest gar nichts, und noch heute bedarf es einer besonderen Geduld, um dich zu ertragen! Du bist so unaufmerksam und gedankenlos, zeigst so wenig guten Willen, daß wir dich wirklich nur aus Nächstenliebe behalten Deine Herrin hat Angst, du möchtest im Elend verkommen, weil du weder Geschicklichkeit noch Religion besitzest. Es wird dich wahrscheinlich in Erstaunen versetzen, wenn ich dir sage, daß du reicher bist als ich. Rechnest du das ab, was dich dein Staat kostet, so bleiben dir am Ende des Jahres noch ungefähr vierzig Frank übrig, welche du anlegen kannst."

Euphemia antwortete nicht, und ich fuhr ermutigt fort: „Ich bin glücklich, wenn ich am Ende des Jahres keine Schulden habe. Willst du deine Arbeit mit der meinen vergleichen? Du empfindest keine meiner Sorgen, und dein Tagewerk ist vor dem meinen zu Ende."

„Dagegen läßt sich nichts sagen, Herr. Sie sind gelehrt und wissen alles hübsch zu erklären. Aber dessenungeachtet bleibt es wahr, daß Sie befehlen und ich gehorche, daß Sie frei, ich aber eine Sklavin bin. Jesus Christus ist für alle gestorben; alle Menschen sind gleich ... Wohlan! warum sind die einen Herren, die andern Dienstboten?"

Ich wußte wohl, daß Euphemia große Fortschritte in den sozialistischen Studien gemacht hatte, aber so stark glaubte ich sie nicht darin.

„Euphemia," sagte ich, „ich sehe, daß du häufig über die Ungleichheit der Stände nachdenkst. Ich habe mich auch ein wenig damit beschäftigt, und wenn es dir recht ist, weihe ich dich in meine Ideen ein. Gewiß ist unser Heiland Jesus Christus für alle Menschen gestorben, und wir sind alle vor ihm gleich. Deine Seele ist ihm eben so teuer als die meine; du bist sein Kind wie ich. Ich habe dir dies schon gar oft wiederholt, aber du wolltest es nicht hören, weil die Eigenschaft eines Gotteskindes dir Pflichten auferlegt, welche dir nicht zusagen. Diese Gleichheit vor Gott hindert aber nicht, daß in diesem Leben verschiedene unvermeidliche Ungleichheiten sein müssen, deren Last wir alle empfinden und aus denen wir alle Nutzen ziehen können. Diese Ungleichheiten sind kein Uebel, denn nur durch sie allein ist das Zusammenleben der Menschen möglich, durch sie werden die Menschen einander notwendig und unterstützen sich gegenseitig. Wenn ich dir befehle, so muß ich dagegen andern wieder gehorchen."

„Möglich, Herr; aber wer gehorcht denn mir?"

„Wer dir gehorcht, Euphemia? Allerlei Leute und ich vor allen."

Führe uns nicht in Versuchung

Feinde außen — Feinde innen
In dem eignen Busen schleichen.
Einem werdet ihr entrinnen
Und dem andern nicht entweichen.

Feinde außen: Glatte Zungen
Die bereden, die berücken.
Was dem Worte nicht gelungen,
Wird vielleicht dem Beispiel glücken.

Seit der Schöpfer ihn verfluchet,
Gehet auf dem Erdenringe
Satan wie ein Löw' und suchet,
Wen er fasse und verschlinge.

Schließt ihr ihm nicht Aug' und Ohren,
Fehlt der Schutzgeist, der euch warnet,
Seid ihr rettungslos verloren,
Von dem Bösen fest umgarnet.

Feinde innen: Ein Gedanke, –
Wagt es nur, ihn großzuziehen,
Ueberspringend bald die Schranke
Wächst er aus zu Phantasien.

Ganz sie eurern Sinn betören,
Wuchernd wachsen böse Saaten;
Aus den Bildern wächst Begehren,
Aus Begehren wachsen Taten.

So umdränat denn von Gefahren,
Fleht, daß Gott sie von euch wende,
Oder, wenn sie nötig waren,
Zum Bestehen Kraft euch spende.

A. Baumann.



„Der Tausend, Herr! Sie wollen mich fangen."

„Da sei Gott vor! Ich will dir im Gegenteil deine ganze Freiheit lassen. Du gehorchst mir, und zwar oft schlecht genug, wenn ich dich bitte, mein Feuer anzuzünden. Ich gehorche dir dagegen, und zwar sehr pünktlich, wenn du am Ende des Monats deinen Lohn von mir verlangst. Sind nicht alle Dienste, welche du mir leistest, gleichsam ein Befehl für mich, zu arbeiten, damit ich dich bezahlen kann? Ich muß also an der Arbeit bleiben, anstatt spazieren zu gehen oder zu schlafen. Du siehst, daß ich mich ebensogut deinen Sklaven nennen kann, wie du dich meine Sklavin nennst. Ist meine Arbeit schlecht, was meistens nicht einmal meine Schuld ist, so behandelt man mich mit einer Härte, die du für das, was du freiwillig vernachlässigst, niemals zu ertragen hast. Man schleudert mir Beleidigungen ins Gesicht und bezahlt mir nichts. Du wirst immer bezahlt und niemals geschimpft."

„Nun, Herr! ich muß doch eine Entschädigung haben: das Dienen ist hart genug."

„Ganz dasselbe, Euphemia, kann ich von mir sagen. Die Herrschaft muß eine Entschädigung haben, denn es ist hart genug, bedient zu werden. Leidest du unter dem Gedanken, daß ich dein Herr bin, so leide ich, dich zur Dienerin zu haben. Deshalb liegt mir auch gar nichts daran, wenn du, Euphemia, uns heute noch verlassen wolltest. Wir haben Geld verloren und können uns zur Not selbst bedienen; sollten wir aber durchaus einer Dienerin bedürfen, so finden wir sicher eine bessere als dich. Was hält dich zurück? Kommt dir dein Los so beklagenswert vor, warum suchst du dir alsdann nicht ein Haus, wo du bezahlt, beherbergt und ernährt wirst, ohne Dienste dafür leisten zu müssen?"

Bei diesen Worten verlor Euphemia ein wenig von ihrer Sicherheit. Sie kaute an ihrem Schürzenzipfel und versuchte sogar, eine Träne herauszupressen.

„Ich weiß wohl," sagte sie, „daß es kein Haus gibt, wo die Dienstboten nicht arbeiten müssen. Uebrigens gestehe ich gern ein, daß Herr und Madame keine böse Herrschaft sind; Dienst um Dienst, ich bleibe lieber hier."

„Allzuviel Güte, Euphemia. Aber du bist nicht gleich mir gezwungen, Dienste anzunehmen. Ich muß jemand haben, der meine Kinder überwacht und die grobe Arbeit tut, während meine Frau die Wäsche ausbessert und die Haushaltung besorgt. Ich bedarf einer Dienerin, du brauchst keinen Herrn. Kehre in deine Heimat zurück!"

„O nein, Herr, nach Hause mag ich nicht. Vater würde mich schlagen, und ich müßte die Kühe hüten.

Ich verabschiedete Euphemia, nachdem ich ihr eingeschärft, sich in Zukunft in acht zu nehmen, wenn anders sie ihre Stelle nicht verlieren wolle.

MILLIONEN GEFÄLLIG?

Ein Besuch in der Staatsmünze.

Geld! Wer hätte nicht schon allen Zauber und alle dämonische Macht dieses fatalen Wörtchens gespürt! Selbst der unverbesserlichste Illusionist und der gläubigste Idealist müssen sich früher oder später von der unumgänglichen, brutalen Notwendigkeit seiner Existenz überzeugen, die der Volksmund auf die triviale Formel brachte: Geld regiert die Welt. Dieses unheimliche Etwas aber, das eine solche Macht besitzt, nimmt selten eine sichtbare, noch seltener eine imponierende Form an. Oder will jemand behaupten, daß ein schmieriger und zerknitterter Geldschein etwas Imposantes besäße? Muten die kleinen runden Dinger, die Münzen, nicht fast wie etwas an, das zum Spielen geschaffen ist?

Und ähnlich steht es mit der Werkstatt, in der die Münzen aus dem rohen Stoff entstehen und ihre kursfähige Form erhalten. Auch hier klaffen Vorstellung und Wirklichkeit auseinander. Wie stellt sich der Laie eine solche Werkstätte vor? Einen Riesenbau, einen Riesenbetrieb, raffinierteste Sicherungsmaßnahmen, imposante Anlagen und Lager, schwindelerregende Massen ...

Und wie ist es in Wirklichkeit?

In einer stillen, gänzlich unbeachteten Straße Alt-Berlins steht ein für das Berlin der Vorkriegszeit typischer roter, kalter Ziegelbau, an dem der moderne Mensch nicht ohne einiges Unbehagen vorübergeht. Drinnen, im Treppenhaus, ist es unheimlich still wie in der Redaktion eines unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinenden Blattes oder in dem Hause einer sang- und klanglos verschiedenen Firma. Es raunt geheimnisvoll aus den rötlichen Granitsäulen des Treppenhauses, und alles atmet den Geist von Anno Dazumal.

An alte Spitzwegbilder erinnert man sich unversehens, wenn man den Raum betritt, an dessen Tür kurz und bündig, aber eigentlich schief ausgedrückt „Kasse" steht. Denn hier ist die Lagerverwaltung untergebracht. In diesem tärglichen, von modriger Aktenluft erfüllten Raum, dessen einziges Prachtstück eine einsame Säule ist, in diesem Raum mit drei bis vier Herren vor antiken, hohen Schreibtisch-Schränken mit den unvermeidlichen und vorsintflutlichen Schraub- und Drehhockern, spielt sich ganz unbemerkt und völlig geräuschlos das Getriebe eines hochbedeutenden Rangierbahnhofs in höchst gemütlicher und verblüffend unsichtbarer Weise ab. Denn durch diesen Raum wandern die Millionenwerte der Rohstoffe in die Tresore, von den Tresoren wieder durch ihn zur Schmelze und zur Präge, und dann wieder zurück in die Tresore der fertigen Münzen und endlich ins Publikum.

Aber von alledem merkt man gar nichts. Diese Kasse, oder besser dieses Kontor, könnte auch einem alten Patrizierhause gehören, das sich von den Methoden der „alten, guten Zeit" nicht trennen kann. In dem engen, kleinen, von Häusern ringsum eingeschlossenen Hofe stehen tatsächlich noch die von Pferden (!) gezogenen Wagen eines Privatspediteurs, der schon seit Jahrzehnten für die Münze arbeitet, ein ganz besonderes Vertrauen genießt und daher in einer Art Beamtenverhältnis steht. Er bringt die Gold-, Silber- und Kupferbarren, die von durchweg älteren Männern und Frauen in Empfang genommen, gereinigt und in die Tresore gelegt werden. Nirgends ist etwas von der erwarteten vielfachen Sicherung zu spüren. Alle Leute im Betriebe sind ehrlich, müssen und können es sein, weil sie alle, auch die Arbeiter pensionsberechtigt sind. Man erzählt uns, daß noch nie etwas vorgekommen sei, läßt aber gleichzeitig durchblicken, daß geheime Sicherungen dennoch da seien, auch wenn äußerlich nichts anzumerken sei. Von den Wagen werden die Metallbarren in einen kellerartigen engen Raum getragen, wo sie auf einfachen Holzgestellen stehen und wie besondere Ziegelformen anmuten.

Die Verantwortlichkeit für dies Metall und die in den Tresoren der fertigen Münzen lagernden Werte lastet auf den Schultern eines einzigen Mannes, des Rendanten Wegener, der weder durch sein Aussehen noch durch sein Gebahren verrät, welch hohes Vertrauen der Staat und damit das ganze Volk ihm schenkt. Ein zwar korrekter, aber sehr gemütlicher Herr, ohne jeden Beamtendünkel, auf dessen frischem Gesicht der Abglanz zufriedener Pflichterfüllung liegt und durch dessen Brillengläser etwas von jener bekannten schelmischen Souveränität der Charakterköpfe eines Daumier blitzt.

Doch nun betreten wir die Schmelze und die Prägeanstalt. Sie sind ein Hüttenwerk in kleinem Format. Aber der Umstand, daß das Ganze in diesem Hause untergebracht ist, daß sich dies alles hinter den Türen des demütlichen Kontors und des totenstillen Treppenhauses abspielt, und dazu noch in verhältnismäßig kleinen, ganz oder fast fensterlosen Räumen, gibt dem Ganzen den Eindruck des Alchimistischen, Verbotenen, Geheimnisvollen. Es sieht eher wie eine Falschmünzerei als wie eine richtige staatliche Anstalt aus.

Hierher kommen die Metallbarren, wandern von Ofen zu Ofen, von Walze zu Walze, bis aus abgemessenen, stanzreifen Bändern gewichtsgleiche Blättchen fallen, die, nachdem sie noch mannigfache Prozeduren über sich haben ergehen lassen müssen, den verführerischen Weißglanz prägereifer Münzen besitzen.

Ueberall wühlen die Arbeiter in Edelmetall und Münzplättchen, mit den gleichgiltigsten Mienen der Welt, als wäre es völlig wertloses Talmi, Spielzeug, und nicht der Herrscher-Dämon der Welt, dessen furchtbare Macht erst dort spürbar ist, wo nichts von seiner metallischen Inkarnation vorhanden ist. Doch bevor die fertigen Münzen den Weg ins Publikum antreten und damit die Macht zum Guten und zum Bösen erhalten, lagern sie ohnmächtig, von der Willkür des Zufalls und eines einzelnen Beamten abhängig, in einem Tresor, der sich ganz unscheinbar in einem unansehnlichen Durchgangsraum befindet, in muffiger, unventilierter Luft, in nüchternen Säcken, ein einstweilen höchst langweiliges Dasein fristend, das für manches Geldstück zum Danerzustand wird, wenn es das Publikum aus oft ganz rätselhaften Gründen ablehnen gerubt. Dieses Schicksal erleiden z. B. augenblicklich die Zweipfennigstücke. Während ihre Einpfennigkollegen „wie warme Semmeln weggehen" und nicht genug von dieser Gattung Geld in die Welt gesetzt werden kann, lagert eine halbe Million Zweipfennigstücke, das Schmerzenskind des Beamten! Eine halbe Million! Totes Kapital! Ein Bruchteil würde die meisten glückselig machen. Sie würden es gern nehmen, selbst — in lauter Zweipfennigstücken!

Lagern im Rohstofftresor 60 000 Kilogramm Feinsilber und 25 000 Kilogramm Edelkupfer in Barren, so lagern in den Tresoren der fertigen Münzen für drei Millionen Fünfzigpfennigstücke, die wöchentliche Portion" an Einpfennigstücken in Höhe von 7000 Mark, und endlich 2 Millionen an Fünfmarkstücken. Nicht lange. Denn bald wandern sie hinaus ins menschliche Leben, von Hand zu Hand, Träger, Ursachen und Zeugen buntester Schicksale. Und zu ihnen gesellen sich die von unberufener Hand hergestellten Falschstücke, denen u. a. das Laboratorium gewidmet ist, wo man die Herstellungsart feststellt und damit meist auch den Hersteller selbst. Die Technik des Untersuchens und die Methodik der Nachforschung ist so vorgeschritten, daß Gefährdung und Schädigung des Publikums auf ein Minimum beschränkt sind.

Man verläßt das Gebäude mit wunderlich gemischten Gefühlen. Man kann ein gewisses Gefühl der Enttäuschung nur schwer unterdrücken, das seinen Grund in dem Mißverhältnis zwischen Illusion und Wirklichkeit hat, andererseits ist man von dem Ineinander von altväterlichem Rahmen und moderner Technik angenehm berührt, weil dieser Eindruck das Tragische, das dem Begriff „Geld" sonst anhaftet, zeitweise in den Hintergrund treten läßt. Nicht zuletzt rührt die Gefühlsverwirrung von dem seltsamen und nicht so rasch zu vergessenen Bild der einfachen, pflichtbewußten und mit der selbstverständlichsten Miene in Millionenwerten wühlenden Männer her. „Millionen gefällig?" so fragt einer den anderen, und schon fliegen ein paar Säcke aus dem Tresor. „Bitte!" Wahrhaftig, der Mann ist froh, daß er sie los wird!

Dr. Leo Koszella.

IN STILLEN STUNDEN

Zweiter Fastensonntag.

Erlöser, zieh uns aus den Mängeln des Erdendaseins zu Dir empor!

I. Vormesse.

1. Durch den Anfangspsalm des Stufengebetes klingt die Sehnsucht vom störenden Menschenringen hinweg nach dem Licht u. Frieden des göttlichen Opfers und seiner herrlichsten Frucht, der hl. Kommunion. Die Sündenlast hält uns noch zurück. Doch wir bitten nach dem demütigen Bekenntnis im Konfiteor vertrauensvoll um die uns so nötige Vergebung. Im flehentlichen Lied des Introitus macht die Kirche sogleich unseren Herzensruf am Ende des Stufengebetes zu dem ihrigen: „Gedenke, o Herr, Deiner Erbarmungen und Deiner Gnaden, die von Ewigkeit her sind, auf daß unsere Feinde nimmermehr herrschen unter uns! O Gott Israels, befreie uns von all unseren Drangsalen ... Zu Dir, o Herr, erhebe ich meine Seele, auf Dich vertraue ich, o Gott, laß mich: nicht zuschanden werden!" Ps.) Dem ewig verklärten Gott, der auf dem Tabor einen Strahl seiner Gottheit vor glücklichen Menschen aufleuchten ließ, gilt dies Eingangslied. Er steht bei der heutigen Messe leuchtend vor unserer Seele.

2. Das Kyrie ist ein allgemeines Einstimmen in das heiße Flehen, das die Liturgie uns eben vorgesungen hat. In der folgenden Tagesoration finden unsere Bitten den heutigen Sonntagsgedanken entsprechend besonders kurzen und prägnanten Ausdruck: „O Gott, Du siehst, daß alle eigene Kraft uns mangelt. Behüte Du uns von innen und außen, damit wir dem Leibe nach vor allen Widerwärtigkeiten bewahrt, der Seele nach aber von allen bösen Gedanken gereinigt werden!" Krankheit am Körper und unreine Gedanken könnten uns nur zu leicht am geistigen Aufflug hindern.

3. Die Epistel bespricht notwendige Forderungen für unseren Wandel, wenn wir uns zum Erlöser erheben sollen, wie es Christenberuf ist. Nicht nur die Priester, an die Quatember erinnert, sondern alle Getauften sind zu göttlichen Höhen berufen. Die Epistel deckt dabei auch schonungslos auf, wie nötig es ist, daß wir „innerlich und äußerlich von Gott beschützt werden" (Or.), um den sittlichen Gefahren zu entrinnen, die dem „Willen Gottes zu unserer Heiligung" entgegenstehen. Das folgende Graduale ist eine Reflexion über die Epistel und endigt in einem Hilferuf aus den sittlichen Bedrängnissen des Erdenlebens. Der Traktus leitet dann zum Evangelium über, das ein überirdisch schönes, tiefinnerst ermutigendes Höhenbild ausmalt. Der Heiland mit den liebsten seiner Apostel auf dem Tabor, über allem Erdenschmutz und Sündendunst in reiner Bergesluft an den ewigen Quellen göttlichen Lebens! Wie gut ist es dort zu sein! ... Durch das Kredo bekennen wir unseren Glauben an den, der die Simme aus der Wolke sandte und den, welchem sie Zeugnis gab. Wenn er Gottessohn ist, so ist und bleibt seine Lehre und seine Kirche das Fundament alles wesenhaften Menschenwissens und alles nutzbringenden Menschentums.

II. Opferhandlung.

1. Beim Offertorium sehnen wir uns nach dem Höhenglück der Apostel auf Tabor. Gern bieten wir uns Gott für sein heiligend-läuterndes Wirken an. In Gebet und ernster Betrachtung, in einem unerschütterlichen Verlangen nach ganzer Erfüllung der göttlichen Gebote sind wir entschlossen, opferbereit den Pfad zu gehen, dem die Geschöpfe unten allmählich entschwinden und Gott selbst in hehrer Bergesgröße ersteht. Die Sekret ersteht „Gottes Gnadenblick" für unsere Opferhingabe, die die sakramentalen Gestalten auf dem Altar versinnbilden müssen. Möchte die Huld des Ewigen unserer oft so erschlafften Seele eine „heilsame Andacht bewirken".

2. Nachdem die Präfaktion den Segen des Fastens gerühmt und die Konsekrationsfeier in den Geist der Bußzeit versenkt hat, die wir jetzt durchleben, legt Christus sich mit uns in der hl. Wandlung als Opfer auf den Altar. Das verbindet uns inniger mit dem Erlöser als die Apostel auf dem Tabor mit ihm, dem Verklärten, verbunden waren, der vom Leiden sprach, und gibt uns die Bürgschaft, daß wir wie er auch einmal verklärt werden. Im mystischen Opfertod mit ihm eins, dürfen wir es auch in der Herrlichkeit sein!

3. Da, wo der Heiland sich uns in der Kommunion als lebenswirkende Speise, als Kraftquelle für das Leben in den Niederungen irdischer Armseligkeit gibt, denen wir jetzt noch nicht ganz entfliehen können, schreit die Seele nach ihrem von ferne erkannten wahren Glück und ewigen Frieden (Komm.). Und die Postkommunio fügt die Bitte hinzu, die das Vorausgehende nur genauer umzeichnet: „Wir bitten Dich demütig, allmächtiger Gott, gib, daß diejenigen, die Du mit Deinem hl. Sakramente erquickst, auch durch einen Dir wohlgefälligen Lebenswandel Dir würdig dienen." Würdig Gott dienen, den Gnaden, der Berufung entsprechend, die wir erhielten, es ist nicht so leicht in den Tälern des Alltags, wo selten Taborluft weht! Doch der verklärte Jesus im Sakramente ermöglicht es. Er kann und will uns zu einem verklärten Leben mit sich reißen.

— — —

Erkenntnisse

Nur die Starken und die Verzweifelten können lächelnd verzichten.

* Aus „Liturgische Meßfeier", Führer zum praktischen Verständnis des Missale von Dr. Clemens Oberhammer. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck. 344 Seiten. Ganzleinen 4.80 RM.

Die unvergessenen Toten

Ihre Bilder hängen an den Wänden unsrer Wohnungen. Erinnerungen befinden sich in Kästen und Truhen. Aber lebt ihr Gedächtnis auch in unserm Herzen? Es ist eine große Frage, tief und schicksalsschwer: ob die, die so vieles gaben, wenigstens dieses nehmen dürfen, daß man noch von ihnen spricht und in ihrem Geiste handelt, als wären sie zur Stelle, um mitzuraten und mitzuwirken.

Manches Auge, das in den Trubel des Alltags geschaut hat, wird niedergeschlagen werden, wenn man an solchen Ernst erinnert. Der Tag, der dem ganzen Volke die Trauerbinde um die Stirn legt, läßt uns fühlen, daß wir durch eine große Not zusammengeschmiedet sind. Durch leichtsinnige Freude können wir der Not nicht entrinnen; es wäre Täuschung. Es geht uns wie den Helden in altgermanischer Zeit, die sich vor der Schlacht zusammenschmiedeten zu Sieg oder Tod. Die Gefallenen hängen an den Lebendigen. Wir Lebenden müssen stets die Toten mit uns tragen, sie bei uns behalten, mit ihnen unsre Kraft teilen. Das will der Volkstrauertag.

Das Wichtigste aber ist, daß wir ihnen unsre Seelen nicht verschließen, daß wir nicht bitter werden. Manche junge Witwe ist dem Tode gram, weil er ihr Liebstes nahm. Sie hat sich gehalten und wird sich halten, aber was ist aus ihrem Leben gemacht worden! Schau in ihr Gesicht hinein, und es stehen Züge darin, die mehr sind als nur das Leid darüber, daß die Blüte eines Volkes in diesem Manne dahinsank.

Die große Gemeinde der Leidtragenden ist am Volkstrauertag ein Staat im Staate. Ohne es zu wissen, sind sie enger miteinander verbunden. Ihre Familie hat mit Blut bezahlt, und so etwas kittet aneinander. Wir wollen still sein und still unsrer Toten gedenken. Wir kehrten heim, sie blieben. Wir können das Vergangene nicht verleugnen, ohne uns selbst durchzustreichen. Unsere Zukunft hat mit diesen toten Helden und mit allen Kriegsopfern sehr viel zu tun. Wir müssen beweisen und hart beweisen, ob wir der Opfer wert waren. Dies aber ist unser Trost, daß die Geschichte nicht von Menschen gemacht wird, sondern daß die Menschen ihr als Werkzeuge dienen. Hinter der Geschichte steht Gott und seine Ewigkeit. Und seinem Ratschluß vertrauen wir das Werk unsrer Hände an, ja, das Werk unserer Hände wolle er fördern. Um unsrer Toten willen!

Heroische Landschaft

Von D. Luschnat.

Das Gebirge besteht aus braunem Gestein ohne Pflanzenwuchs. Auf dem Felsen, der jäh aus der Ebene aufwächst, sitzt ein fremdartiger Vogel. Er ruht aus nach ermüdender Reise.

Und dann fliegt er fort in Richtung der See. Er ist ein Hochseevogel. Die Wolken werden lebendig und scheinen verknäulte Menschenleiber, die nach dem Vogel greifen.

Der Vogel fliegt gleichmäßig und verschwindet am Horizont. Die Wolkenleiber fliegen ihm nach. Sonne beleuchtet den Wasserfall. Dort lebt eine Forellenart, die fast schwarz ist und silberglänzende Flossen hat.